

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstumm- und Gehörlosenhilfe
Band: 44 (1950)
Heft: 8

Artikel: Afrikabrief : wir filmen Nilpferde und Löwen
Autor: Hepp, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweiz. Gehörlosen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizer Verband für Taubstummehilfe

Offizielles Organ des Schweiz. Gehörlosenbundes (SGB)

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats

Jahresabonnement Fr. 6.—

Postscheckkonto VIII 11319

Afrikabrief

Wir filmen Nilpferde und Löwen

Der «Nationalpark Albert» ist ein riesiges Naturschutzgebiet im nordöstlichen Teil von Belgisch-Kongo. Es umfaßt annähernd 10 000 Quadratkilometer. Das ist eine Fläche größer als die Kantone Freiburg, Bern und Aargau zusammen. Auch die acht Kantone Zürich, Thurgau, St. Gallen, Appenzell, Glarus, Schwyz, Zug und Uri hätten reichlich darin Platz.

Der Konservator (Aufseher) und die Wächter haben auf unzähligen Fahrten und Wanderungen einzelne Tierarten des Schutzgebietes gezählt. Nach ihren Angaben leben im Park z. B. rund 85 000 Nilpferde, 45 000 Elefanten und 800 bis 1200 Löwen. Die Zahl der Antilopen¹ ist noch viel größer als die der Nilpferde und Elefanten zusammen. Auch Büffel (Wildrinder) gibt es tausende und abertausende. Ein besonderer Schmuck des Parkes sind die vielen Hunderttausende großer Vögel: Pelikane², Marabus², Adler, Geier, Falken usw.

Der Park ist leicht zugänglich. Quer hindurch führt eine breite Landstraße. Unweit von ihr steht, mitten im Park, ein einfaches Gasthaus mit etwa dreißig Fremdenbetten. Für zwanzig Franken erhalten dort die Gäste die Erlaubnis, in das Innere des Schutzgebietes einzudringen; doch nur auf ganz bestimmten Wegen und ohne Waffen. Ferner ist es verboten, irgend etwas aus dem Parke mitzunehmen. Und stets kommt ein unbewaffneter Wächter als Begleiter mit.

Ueber Mittag ruhen die meisten Wildtiere irgendwo im Schatten oder im hohen Gras oder im Wasser. Die Büffel, Antilopen und die andern Grasfresser weiden am liebsten vor Sonnenuntergang und früh morgens. Aber auch nachts ist der Park sehr belebt. Namentlich die Raubtiere (Löwen, Leoparden, Hyänen usw.) ziehen vor, ihre Nahrung während

¹ Die Antilopen haben große Aehnlichkeit mit unsern Hirschen und Rehen.

² Die Pelikane sind schwanengroß, an Rumpf, Beinen und Hals aber den Gänsen ähnlich. Die Marabus sind nach Größe und Gestalt den Störchen ähnlich.

der Dunkelheit zu suchen. Darum ist es lebensgefährlich und verboten, den Park bei Nacht zu betreten. Tagsüber jedoch kann bei einiger Vorsicht selbst der Fußgänger gefahrlos auf den erlaubten Wegen wandern.

Dreimal sind wir vor dem Morgenessen, dreimal am späten Nachmittag und einmal nach dem Morgenessen mit dem Auto in den Park hineingefahren und haben dabei rund 500 Kilometer zurückgelegt. Schon glaubten wir, heimkehren zu müssen, ohne Löwen gesehen zu haben. Voll Neid hörten wir von andern Besuchern, sie hätten fünf oder sogar zwölf oder fünfzehn Löwen beobachtet. Herr Danly, der Parkwirt, sah unsere Enttäuschung. In freundlichster Weise lud er uns am letzten Abend unseres Aufenthaltes im Park ein, unsere letzte Fahrt am nächsten Morgen mit ihm zu wagen.

Der Erfolg blieb nicht aus. Herr Danly ist ein großer Tierfreund und Jäger. Er wohnt schon seit dreißig Jahren im Kongo und war früher Konservator des Parkes. Darum weiß er genau, wo am sichersten Löwen zu treffen sind. Rasch führte er uns auf einen Hügel, auf dem sich uns ein wundersames Bild bot: Vor uns, gegen Osten, eine unübersehbare Ebene, durchflossen vom Rutschuru, einem hundert bis zweihundert Meter breiten Fluß mit vielen großen Windungen. An seinen Ufern dichte Urwaldstreifen mit malerischen Palmen, riesigen Kaktusbäumen, alles überwuchernden Schlingpflanzen und undurchdringlichem Dornestrüpp. Wenige Meter vom Ufer entfernt geht der Urwald nach und nach in Trockenwiesen (Savannen) über, wo nur noch vereinzelt Bäume und Büsche stehen.

Die Landschaft ist unberührt von Menschenhand und wunderschön. So weit man sieht, ist keine Spur von Menschenwerk zu finden. Nirgends ein Haus oder ein Gehört (außer unserm Wagen), nirgends ein Aeckerlein oder sonst ein bepflanzter Fleck. Träge fließt der Rutschuru dem Eduardsee zu. Still staunend stehen wir da. Es ist, als hätte man uns in ein Paradies versetzt.

Nach einer Weile greift unser Führer zum Filmapparat und steigt zum Fluß hinunter. Wir folgen ihm auf einem der vielen ausgetretenen Pfade, auf denen die Nilpferde abends auf die Weide gehen und morgens wieder zum Fluß zurückkehren. Da und dort liegen große, gebleichte Knochen und Häufchen Elefantendreck. Es fällt uns auf, daß auch neben und unter den Dornbüschen Misthaufen liegen und die Büsche selbst stark beschädigt sind. Lachend erklärt Herr Danly: «Hier putzen sich die Hippo (Nilpferde) den Hintern.»

An einer waldfreien Stelle bleiben wir hart am Ufer stehen. Schon der erste Blick über das Wasser hin zeigt uns, daß hier ein reiches Tier-

leben besteht. Wir fangen an, die Nilpferde zu zählen. Es sind gleichzeitig über hundert zu sehen. Doch nur langsam bekommen wir einen vollen Ueberblick. Von manchen der massigen Tiere ragt nur der Rücken über den Wasserspiegel hinaus. Anfänglich sind wir im Zweifel, ob da nicht bloß dunkle Felsen im Flusse liegen. An andern Stellen ragen schwarze Punkte und Spitzen aus dem Wasser. Herr Danly wirft einige Knochen, die er am Wege aufgelesen hat, in den Fluß. Jetzt wird's lebendig im Wasser. Und wir sehen, daß die vielen Spitzen und Punkte nichts anderes sind als die Ohrchen und die auf Höckern ruhenden Augen und Nasenlöcher der Nilpferde.

«Ui!» ruft meine Frau plötzlich erschreckt. Aus dem still ruhenden Wasser vor unsern Füßen taucht unvermutet ein Riesenleib auf. Es ist ein Nilpferd, das minutenlang unter dem Wasser gelegen hat und nun zum Atmen an die Oberfläche kommt. Ein paar Sekunden lang entsteigt seinen Nüstern ein zwei Meter hoher Springbrunnen. Das Tier hat das in seine Nase eingedrungene Wasser mit aller Kraft ausgestoßen.

Und jetzt gähnt einer der Kolosse. Sein Rachen ist so weit geöffnet, daß man mit einer Karrette hineinfahren könnte. Vier fast halbmeterlange Zähne schauen uns drohend entgegen. Der Anblick erschreckt jeden, der zum erstenmal Nilpferde beobachtet. Weiter draußen fahren plötzlich zwei mit offenen Rachen aufeinander los und grunzen dabei wie Schweine, doch viel lauter. Aber sie tun sich nichts zuleid. Sie spielen nur. Beruhigt sagt meine Gefährtin: «Schau, sie küssen sich ja!»

Etwas links, nahe am Ufer, schaukeln sich zwei Wildenten. Und neben ihnen steht eine Gruppe von Pelikanen. Eben läßt einer einen pfundschweren Fisch im Hautsack unter seinem Schnabel verschwinden. Rund sechzig Meter entfernt liegt an einer untiefen Stelle ein totes Nilpferd im Wasser. Ob es an Altersschwäche gestorben ist? Oder ist es im Kampf tödlich verletzt worden? Drei Marabus stehen auf dem aufgedunsenen Tierleib und halten Schmaus. Einer hat einen Darm gepackt und zerrt mit aller Kraft daran. Aber es gelingt ihm nicht, ein Stück davon freizubekommen. Nun schwingt er sogar die Flügel und verdoppelt seine Anstrengungen. Vergebens, der Darm reißt nicht.

Während wir schauen, schauen und staunen, filmt Herr Danly. Es wäre wirklich schade, wenn die schmausenden Marabus nicht im Bilde festgehalten würden. Auch die sich «küssenden» Nilpferde kommen an die Reihe. Die Beleuchtung ist gut. Herr Danly lacht uns befriedigt zu. Er weiß, daß er seiner Sammlung einen neuen Streifen köstlicher Tierbilder zufügen darf.

Wir steigen wieder zum Wagen hinauf und fahren auf einem flachen Höhenrücken dem Fluß entlang. Da sehen wir unweit am Uferrain ein mächtiges Nilpferd stehen. Und neben ihm ein noch ganz kleines junges. Offenbar sind es Mutter und Kind. Wieder steigt Herr Danly aus, um zu filmen. Wir folgen ihm und nähern uns langsam. Das Muttertier macht einen etwas matten Eindruck und hinkt. An seinem linken Hinterbacken klafft eine mächtige, tiefe, noch blutende Wunde. Hat ihm ein Löwe das Kind rauben wollen und im Kampf ein Stück Fleisch aus dem Leib gerissen? Unser Führer macht uns noch auf eine andere Möglichkeit aufmerksam: «Die Männchen sind oft eifersüchtig auf die Jungen und greifen diese an. Die Muttertiere wehren sich dann wie Löwen für ihre Kinder.»

Die Fahrt geht weiter. Nach wenigen Minuten sehen wir links vor uns ein anderes erwachsenes Nilpferd, das nach rechts dem Wasser zustrebt. Unser Führer hält sofort an. Er weiß, daß mit solchen Kolossen nicht zu spaßen ist. Erst kürzlich hat ihm ein Nilpferd auf der Heimfahrt das Auto so schwer beschädigt, daß er nur mit Mühe unverletzt das Haus erreichen konnte.

Unsere Frauen bekommen Angst. Doch das Tier geht ruhig weiter. Wir sind kaum noch zwanzig Meter von ihm entfernt und können es genau betrachten. Es ist mindestens vier Meter lang. Seine rosarote Unterseite hebt sich hübsch vom grünen Hintergrund ab. Und sein Gang gleicht dem eines mächtigen Schweines. Wieder steigt Herr Danly aus, macht seinen Apparat bereit und ruft: «Husch, husch!» Doch das Nilpferd beschleunigt seine Schritte nicht. Jetzt läßt Herr Danly ein paar-mal die Autohupe ertönen. Das wirkt. Das Tier fängt an zu rennen. Sofort beginnt Herr Danly mit den Aufnahmen. Und wir Zuschauer ergötzen uns unterdessen an dem flotten Trab des kurzbeinigen, kugelrunden Fettklumpens. Die beiden Frauen allerdings freuen sich noch mehr darüber, daß das Ungeheuer sich rasch entfernt.

Bald ändert sich das Bild. Weit und breit nur noch dürres Gras, unterbrochen von den grünen Tupfen weniger Kandelaberkaktusse und Dornbüsche. Da und dort hockt ein Fischadler auf einem der Sträucher. Ihre weißen Halsfedern leuchten weithin als helle Punkte aus dem grünen Laub heraus. Ueber den Boden hin sind riesiggroße Knochen zerstreut. Plötzlich erhebt sich ganz nahe bei uns ein halbes Dutzend mächtiger Aasgeier. Mit ihren breiten Flügeln bieten sie ein erhabenes Bild. Jetzt wissen wir, daß Löwen in der Nähe sind. Denn die Aasgeier leben von den Resten, welche «der König der Tiere» bei seinem Fraße übrigläßt.

«Dort! Sehen Sie dort! Ein Löwe!» ruft mit gedämpfter Stimme der Führer. Er hält an. Gespannt schauen wir nach vorn. Zunächst sehen wir nichts. Das gelbliche Tier ist in dem dürren Gras nur für geübte Augen erkennbar. Wir sehen es erst, als es ein paar Schritte vorwärtsgeht. Bald ertönt's: «Schaut! Etwas weiter rechts ein zweiter und ein dritter!» — «Ich sehe vier!» — «Und dort links ist noch eine Löwin mit drei Jungen!»

Herr Danly rät uns, die Fenster zu schließen, nicht zu sprechen und nicht mit den Fingern auf die Tiere zu zeigen. «Das Motorengeräusch stört die Löwen nicht», fügt er bei, «wohl aber rasche Bewegungen und laute Worte. Wenn sie Angst bekommen, verkriechen sie sich. Und oft werden sie gefährlich. Es ist nicht ausgeschlossen, daß plötzlich noch andere, wegen der Büsche uns noch verborgene, neben uns auftauchen.»

Langsam fährt Herr Danly den Löwen entgegen, scharf nach links und rechts spähend. Noch stehen sie ruhig da. Schon haben wir uns ihnen bis auf fünfzig Meter genähert. Nun setzen sie sich gemächlich in Bewegung, dem nahen Wald zu. Rasch steigt Herr Danly aus und richtet seinen Apparat auf das Muttertier und seine Jungen. Auch wir steigen aus. Doch bald verschwindet die ganze siebenköpfige Gesellschaft im Dickicht des Flußufers.

Auf dem Rückweg zum Auto erblicken wir auf der nahen flachen Anhöhe vier andere erwachsene Löwen. Behutsam fahren wir zu ihnen hinauf. Es sind drei Männchen und ein Weibchen. Voran geht das kräftigste Männchen. Man sieht ihm an, daß es sich eben vollgefressen hat. Keines der Tiere zeigt Furcht oder starke Erregung. Langsam schreiten sie davon, eines hinter dem andern. Herr Danly fährt etwas seitwärts neben ihnen her und hält Schritt mit ihnen. Wie er sieht, daß sie ruhig bleiben, steigt er aus und ruft: «Regarde ici, César!» (Schau her, Cäsar!) Und noch einmal lauter: «Regarde ici, César!» Jetzt wendet der Dickbauch seinen Kopf und schaut mürrisch zu uns herüber. Aber nur einen Augenblick. Dann schreitet er langsam im Gras weiter.

Wir fahren den Löwen vor, und Herr Danly macht eine zweite Aufnahme. «Schluß! Wegfahren!» mahnen die Frauen. Doch Herr Danly stellt sich schwerhörig. Ruhig steckt er eine neue Filmrolle ein, überholt die Löwen wieder und wieder und dreht am Apparat, bis er genügend Bilder von ihnen hat. Unterdessen ist das Weibchen zurückgeblieben. Wir fahren ihm entgegen. Es ist ein recht mageres Tier und scheint krank zu sein. Den Filmapparat vor sich, steigt Herr Danly aus. «Regarde ici, Rosalie!» ruft er. Und auch Rosalie läßt sich ruhig fotografieren.

Wir haben an jenem Morgen auch Elefanten und Antilopen gefilmt. Doch davon vielleicht ein andermal. Und am Nachmittag flogen neun Störche über unsere Köpfe weg, nordwärts. «Bringt der Heimat Grüße von uns!» riefen wir ihnen nach. Vielleicht aber werden wir vor ihnen wieder in Europa landen.

Joh. Hepp

Die Geschichte einer reinen Liebe

13.

Ende gut, alles gut.

Als Felix in des Vaters Stübli gegangen war, da hörten die neugierigen Mägde draußen des Ammanns zornigen Donner, dazwischen Felix' festes Wort. Aber der Vater ließ seinen Stock in der Ecke stehen; denn der Sohn, der da vor ihm stand, war kein Büblein mehr, war auch kein wilder Bursche mehr, sondern ein Mann. Ein Mann, gewachsen an der reinen Liebe zu Aenneli. Und fest stand er zu Aenneli und ließ nichts Schlechtes über ihns kommen.

«Was geschehen ist in der Kirche, das tut mir leid. Aber ich kann nichts dafür. Es ist mir im Schlaf entfahren. Das Meitschi ist mir halt einfach lieb, und ich will es heiraten. Nur so können wir die bösen Mäuler schweigen machen. Das Meitschi ist recht, ein anständigeres gibt es nicht. Wollt ihr es nicht als meine Frau ins Haus, nun denn, ich kann auch anderswo arbeiten, brauche euer Geld nicht, kann meinem Aenneli genug verdienen. Aber es verdient, daß ihr es gerne habt. Es hat nichts Schlechtes gemacht und ist ein Braves durch und durch!»

So sprach der Felix, ruhig und fest. Aber der Ammann spottete: «Brav? Saubere Leute das, auf dem Nägeliboden, meinen Buben verführen!»

Da geriet der Felix auch in Zorn. Niemand habe ihn verführt; weggeschickt habe man ihn auf dem Nägeliboden wie einen räudigen Bettler. Er lasse das Aenneli nicht schlechtmachen, auch nicht vom Vater, potz! Die Mutter brach ab, es sei Zeit zum Essen. Ueber dem Essen erkaltete der Zorn, obwohl der Sauerkabis angebranntet war, weil die Mägde, statt das Feuer zu überwachen, ihre neugierigen Nasen an der Stüblitüre gefüttert hatten. Als Vater, Mutter und Sohn wieder zu dreien im Stübli saßen, sagte der Felix:

«Jetzt müssen wir zuerst das Aenneli trösten, sonst hintersinnet es sich noch (verliert den Kopf) vor Schmerz und Schande. Oder die Bethi jagt es fort.»